



D. O. Schabert

Der Märtyrer  
D. Traugott Hahn

Dorpat



# Der Märtyrer D. Traugott Zahn Dorpat

Von

D. O. Schabert

25476

„Gott, der der Herr der Märtyrer ist, braucht  
das Sterben der Seinen je und je als die kostbarste  
Ausfaat seines Reiches.“ T. Zahn

Gisela Assmann

Zum Andenken an die Konfirmanden

Hebr. 12<sup>2</sup>

P. Ed. Steinwart.

s.-g. Tausend

---

Erschienen im Ucker-Verlag, Berlin

Est. A

Tartu Ülikooli  
Raamatukogu

30753

# Wahre Größe

Als der junge Mag. theol. T. Zahn sich um die Zulassung zum Lehramt bei der theologischen Fakultät Dorpats bewarb, wurden von einer Seite allerlei unfreundliche Einwendungen dagegen erhoben. Professor Alfred Seeberg, der dem jungen Magister am nächsten stand, erklärte dagegen feierlich: „Zahn werde einmal als der größte aller theologischen akademischen Lehrer Dorpats gelten.“

Nun Zahns Leben abgeschlossen, und wir einen Überblick über die wissenschaftliche Arbeit dieses Professorenlebens haben, befremdet uns zunächst diese Äußerung, denn ihr Ertrag ist nicht groß: eine gründliche kirchengeschichtliche Studie, ein unvollendetes Buch aus dem Gebiet der praktischen Theologie, dazu einzelne Broschüren, das ist alles, und nichts davon hat richtunggebende Bedeutung gewonnen.

Zahn selbst aber hat uns in einer Zeit, da dunkle Leiden sich über ihm zusammenballten, einen anderen Maßstab für Größe gegeben. Er will den „Wert des Hirtenstandes“ danach bemessen, ob „mit Einsatz der ganzen Persönlichkeit kräftige Gottes- und Christuswirkungen ausgeübt werden“.

Nach diesem Maßstab gemessen muß T. Zahn, der sich auch als Professor der Theologie ganz als Diener der Kirche wußte, tatsächlich als der größte aller theologischen Lehrer des alten Dorpat gelten; denn Gott selbst hat ihn, der „mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit kräftige Gottes- und Christuswirkungen“ bei vielen Studenten und Gemeindegliedern

ausgeübt, mit der Märtyrerkrone geschmückt und damit seine Größe beglaubigt.

Über solchem Leben und Sterben dürfen wir mit Luther jubeln: „Gott sei gelobet in Ewigkeit und gebenedeit, daß wir erlebt haben rechte Heilige und wahrhaftige Märtyrer zu sehen und zu hören.“

Solche Persönlichkeiten können den Menschen unserer Tage das werden, war wir vor allem brauchen: „Führer, die den vielen, denen die christliche Religion nur schmückendes Beiwerk des Lebens ist, den Weg zeigen, wie man zu christlichen Charakteren heranreifen kann, die mit Begeisterung den Kampf für Christus und sein Reich gegen eine im Christushaß versunkene Welt aufnehmen, und bereit sind, für diesen Kampf, wenn der Herr solches verlangt, auch Gut und Blut einzusetzen.

## Kindheit und Jugend

Zweimal hatten die Eltern Zahns das Schwere durchleben müssen, daß sie ein Kindlein, dessen Kommen sie mit jubelnder Freude begrüßt, zu Grabe tragen mußten. So hatte denn die Mutter, als sie zum drittenmal ein Kind unter dem Herzen trug, dieses ganz sonderlich Gott befohlen. Als es glücklich am 1. Februar 1874 geboren wurde, erhielt es den Namen Gotthilf Traugott. Dem kleinen Traugott folgte 1876 wieder ein Knabe, Willy, und 1878 eine Schwester, Emmy, der Traugott zarteste Fürsorge schenkte. Die drei hielten besonders fest zusammen, was sie aber nicht hinderte, auch mit den folgenden sieben jüngeren Geschwistern alles in Liebe zu teilen.

Im elterlichen Pfarrhause war Christus der Herr und Heiland aller. Die Kinder wurden aufgezogen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Dem scharfen Auge der Mutter entging keine Unart, und bei des Vaters Rute war stets der Apfel zu finden. Gemeines konnte nicht aufkommen, die Gewissen wurden geschärft, daß das Unrecht zur Sünde wurde. Trotz der scharfen Zucht lag über dem ganzen Hause der warme Sonnenglanz der Liebe. Der Vater hatte trotz der Riesenarbeit in der großen, über weite Quadratmeilen zerstreut lebenden Gemeinde, immer noch Zeit für seine Kinder. Er war ihnen der Prediger, der ihnen die biblische Geschichte lebensvoll erzählte, der Seelsorger, der ihnen in ihren Nöten half, und der Vater, der Freud und Leid mit ihnen teilte. Eine ganz besonders zarte Liebe verband die Kinder, und besonders Traugott, mit der Mutter, einer leidgeläuterten, glaubensstarken Frau, deren Gebetstreue Haus und Amt trug. Mit ihr teilte Traugott das Tiefste, das seine empfängliche Seele bewegte.

Schon früh erwachte im Knaben das Bedürfnis, an dem gottesdienstlichen Leben der Gemeinde teilzunehmen. Obgleich die Gottesdienste in estnischer Sprache gehalten wurden, besuchte er sie regelmäßig. Sie genügten ihm aber nicht, deshalb sammelte er seine jüngeren Geschwister nach dem estnischen Gottesdienst an einer stillen Stelle des großen Pastoratsgartens und feierte mit ihnen dort Gottesdienste in deutscher Sprache und gab den Geschwistern die Gedanken wieder, die er aus des Vaters estnischer Predigt mitgenommen hatte. Er tat es mit solchem Ernst und solch einer

Würde, daß es den jüngeren Geschwistern dabei warm ums Herz wurde.

Neben der Tiefe und dem Ernst fehlte der Jugendzeit Traugotts auch nicht die Freude, die ihren Höhepunkt erreichte, wenn in den zweimonatlangen Schulferien die Familie auf das Landgut Saddoküll zu den Großeltern zog. Dort kam die ganze große Zahl der Verwandten mit ihren Kindern zusammen und verlebte in herrlicher Ungebundenheit, von fürsorgender Liebe umhegt, die köstliche Sommerzeit. Den Kindern wurden Kleider angezogen, an denen nichts mehr zu verderben war, damit Pfützen und nasse Plätze ebenso wenig ein Hindernis bildeten, wie etwa das Harz der Bäume.

Alle Spiele der etwa zwanzigköpfigen Kinderschar leitete nicht Traugott, obgleich er der älteste war, sondern sein jüngerer Bruder Willy, dessen Anordnungen sich auch Traugott gern unterordnete. Dieser tatenfrohe Bruder war und blieb des mehr schüchternen Traugotts bester Freund.

1891 siedelten die Eltern aus dem Landpastorat Raage in die verhältnismäßig große Stadt Reval über, wo Vater Hahn das Pfarramt an der St. Olai-Kirche übernahm. Die Olai-Gemeinde hatte durch das treue Zeugnis des verstorbenen Vorgängers Hahns, des Pastors August Ferdinand Huhn, eine tiefgreifende Erweckungszeit durchlebt. Das reiche geistige Leben dieser Gemeinde spürte auch des jungen Traugotts Seele. Er hatte nun die Freude, auch am deutschen Gemeindegottesdienst teilnehmen zu können. Neben dem Evangelium waren es die Lieder der Kirche, von

denen er sich in seiner Jugendzeit einen großen Schatz fürs Leben sammelte.

Eine neue Welt ging Traugott und seinem Bruder Willy auf, als sie, die bisher nur häuslichen Unterricht genossen hatten, in das alte ehrwürdige Gymnasium traten. Der Spott der Klassenkameraden über die jugendlichen Neuschüler und ihre kurzen Hosen verstummte bald und verwandelte sich in Respekt vor dem gediegenen Wissen, das die beiden mitbrachten, und dem Mut, mit dem sie allem Schlechten entgegentraten. Bald nahmen sie unter ihren Kameraden eine gute, ja führende Stellung ein. Anders war es mit den Lehrern. Es war die schwere Zeit angebrochen, da die russischen Machthaber alles Deutsche und Evangelische im Baltenslande mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten. Die Schulsprache aller Fächer, mit Ausnahme der Religion, sollte Russisch sein, und auch die deutsche Muttersprache wurde nach einer Methode gelehrt, als ob es für die Schüler eine Fremdsprache wäre. Die alten, treuen deutschen Lehrer, die nach Möglichkeit trotz des pädagogischen Unsinns, deutsche Kinder als russische Kinder zu unterrichten, den Schülern auf allerlei Art doch noch eine gewisse Bildung zu vermitteln suchten, wurden schnell hinausgedrängt. An ihre Stelle wurden Subjekte ernannt, die, mit verschwindenden Ausnahmen, sich in der Rolle russischer Inquisitoren gefielen. Ihr pädagogischer Grundsatz war: „Verstehst du nicht, lern' auswendig, denn du mußt alles auf russisch wissen.“

So niederdrückend und unfruchtbar diese Quälerei war, sie ließ sich immer noch ertragen; das Haus konnte die bösesten Wirkungen dieser Russifizierung

aufheben. Bald trat aber ein untragbarer Zwiespalt ein, der die Gewissen vergewaltigte. Der Direktor verlangte von den evangelisch-lutherischen Kindern, sich an der Prozession der russischen Kirche zu beteiligen und an der nach griechisch-orthodoxem Ritus zu feiernden Schlußandacht, die an Stelle des bisherigen evangelischen Schulgebetes treten sollte, teilzunehmen. Als die Schuljugend durch ein Glockensignal zur Teilnahme an diesem Gottesdienst aufgefordert wurde, blieb die ganze Hahn'sche Klasse im Klassenzimmer zurück, und Willy, der als Primus von den Kameraden dazu erbeten war, erklärte dem sie anführenden russischen Inspektor, daß sie nicht zum Gottesdienst erscheinen würden. An diesem orthodoxen Gottesdienst mit seinen Bildern teilzunehmen verbiete ihnen ihr Gewissen. Traugott hielt den Kameraden eine Morgenandacht in der Klasse, indem er ihnen den 46. Psalm vorlas und das heilige Vaterunser betete. Der russische Direktor, der blinden Gehorsam verlangte, schnaubte vor Wut, als die Schüler ihre Handlungsweise mit ihrer religiösen Stellung rechtfertigten. Er drohte, daß er ihnen ihren Ungehorsam bei der Abiturientenprüfung heimzahlen würde.

Daß es keine leere Drohung war, bewies er gar bald: Traugott Hahn mußte ein Nachexamen im Russischen bestehen, um in die Oberprima zu gelangen. Nachdem die Examinatoren ihn geprüft und ein schriftliches Protokoll aufgestellt, in dem erklärt wurde, daß Hahn das Examen bestanden habe, erkannte der Direktor das Examensresultat nicht an und ließ ihn durchfallen. Es war das erstmal, daß T. Hahn um seines Glaubens willen leiden mußte. Andererseits war es

Klar, daß es für die Brüder keine Möglichkeit mehr gab, die Abgangsprüfung an dieser Schule zu bestehen. So wurden denn beide Brüder nach Petersburg in das dort an der deutschen, evangelischen Petri-Gemeinde bestehende Gymnasium übergeführt, das die Russen als deutsche Schule nicht antasteten, weil hohe, einflußreiche Beamte entweder selbst diese Schule besucht hatten oder sie von ihren Kindern besuchen ließen.

Die Petri-Kirchen-Schule hatte ihr bestimmtes Gepräge. Sie war einerseits eine rein deutsche Schule, die im streng lutherischen Geist geleitet wurde; andererseits aber war ihre Schülermasse, zu der auch Russen gehörten, vielfach durchsetzt von jenem oberflächlich materialistischen Geist, der für die russische Residenz Petersburg kennzeichnend war.

Es war den beiden Brüdern eine Freude, anders als in Reval, ihren Lehrern, die sowohl in ihrem Fach tüchtig, als auch als Persönlichkeiten hochachtbar waren, mit Hochachtung begegnen zu können. Anders war ihre Stellung zu den Mitschülern; sie mußten oft gegen den laxen Geist derselben zu Felde ziehen. — Die große Welt der Residenz mit ihrer vornehmen Kunst erweiterte den Gesichtskreis der Jünglinge. Traugott aber durchlebte in dieser Zeit eine tiefe innere Wandlung.

Wunderbar sind Gottes Wege. Dem einen öffnet Gott, wie beim Kirchenvater Augustinus, über den Fleischesünden die Augen für das Verlorensein, Traugott Hahn ließ er die den Schülern so naheliegende Unlauterkeit: „was andere erarbeitet als Selbst-erarbeitetes auszugeben“ (eine Unlauterkeit, auf die die meisten so geringen Wert legen), zur Sünde und Schuld werden. Die gewissensthärfende Predigt des

späteren Generalsuperintendenten Pingoud ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Das Unrecht wurde ihm zur schweren Last, von der er sich endlich durch eine Beichte befreite, die er dem Vater vertrauensvoll in einem Brief ablegte. Da ließ es Gott dem Aufrichtigen geschehen und schenkte ihm die Freude an der Vergebung der Sünde und die Seligkeit der Glaubensgewißheit. Er schmeckte die Gnade des freundlichen Gottes, der ihm Kraft gab zu neuem Leben, und bei diesem blieb es.

Als die beiden Brüder 1893 die Abgangsprüfung mit Auszeichnung bestanden hatten, war es ihnen selbstverständlich, daß sie Theologie studierten; Traugott aus innerstem Drange heraus, Willy, weil er gar nicht anders konnte, als mit seinem geliebten Bruder denselben Weg zu gehen.

## Studium und Amt

Beide Brüder bezogen die alte baltische Landesuniversität Dorpat. Sie wurden eifrige Studenten, die sich mit Ernst der Theologie befleißigten, ohne dabei dem studentisch geselligen Leben im „Theologischen Verein“ fernzubleiben. Willy war der lebensfrohere, Traugott blieb der Gewissensmensch, der auch den Bruder davor bewahrte, über die Grenze des harmlos Fröhlichen hinauszugehen.

Mitten im frohen Jugendleben und -streben holte sich Willy bei der Pflege eines erkrankten Kameraden den Typhus. Er kehrte ins Elternhaus als Kranker heim und starb nach kurzer Zeit am 27. Oktober 1894 erst 18 Jahre alt.

Dieser Tod hat Traugotts Leben tief beeinflusst.

Schon öfter hatte früher der Tod in sein Leben hineingegriffen. Einmal, als der über alles geliebte Großvater in Saddoküll die Augen schloß, und dann, als das kleine Schwesterchen Maria, der Liebling aller, 1890 an der Diphtheritis starb. Beim ersten Sterben trat ihm zum erstenmal die Macht des Todes spürbar entgegen, und er begann zu ahnen, daß das Leben in Gott in Ewigkeit nicht aufhört. Beim zweiten Sterben mußte er lernen, seinen Willen, der gegen Gottes Willen war, unter diesen zu beugen. Beim Sterben aber des über alles geliebten Bruders, mit dem er sein ganzes bisheriges Leben bis ins letzte geteilt, mußte er ein großes Stück seines eigenen Lebens in den Tod geben, denn dieses hatte ja zum großen Teil in der Gemeinschaft mit dem Bruder bestanden. So ernst griff dieses Sterben in sein Leben, daß er nur mit seiner Mutter darüber gesprochen, sonst mit keinem Menschen. Das Leid hatte ihn zu tief getroffen . . . .

Das nun folgende fleißige Studium bei verwundeter Seele und schweren inneren Kämpfen zehrte an ihm, der nun einsam, ohne seinen geliebten Bruder, seine Straße ziehen mußte. Er brach fast zusammen. Auf einer Reise in die Schweiz, wo Gott ihn mit glaubensstarken Menschen zusammenführte, gesundete er und lehrte dann als ein Genesener und innerlich Gereifter in die Heimat zurück. Mit großem Fleiß machte er sich wieder an sein Studium. Unter den Studenten nahm er bald durch sein sicheres Wissen und sein scharfes Gewissen eine führende Stellung ein, und seine Lehrer schätzten ihn hoch, ja sahen es als feststehend an, daß er zum Lehramt berufen sei. Nach be-

endetem Studium in Dorpat ging er nach Göttingen, um hier weiter wissenschaftlich zu arbeiten. Hierher zog ihn vor allem der Jugendfreund des Vaters, Professor Nathanael Bonwetsch, mit dem der Sohn auf das beste innerlich übereinstimmte. Es war bedeutsam, daß Gott Zahn in dem entscheidenden Übergangsjahr mit diesem zarten Gewissensmenschen und tiefgründigen Gelehrten zusammenführte, der sich seiner väterlich annahm. Es war aber auch nicht von Ungefähr, daß Zahn auf Bonwetschs Rat sich näher mit Tyconius beschäftigte, der auf den großen Kirchenvater Augustinus einen gewissen Einfluß ausgeübt hat. In zwei Stücken wurde Zahn seine Beschäftigung mit Tyconius richtunggebend: Tyconius hielt trotz schärfster Kritik der herrschenden Mißstände der Kirche doch an dieser fest; er hat sich nicht zu seltenhafter Abschließung entschließen können. Dann aber betonte Tyconius nachdrücklich, daß wahres Christentum, wenn es not tue, sich auch im Martyrium bewähren müsse. Das sind zwei Gesichtspunkte, die für Zahns spätere Entwicklung und Wirksamkeit bedeutsam wurden.

Seine erfolgreich begonnenen Studien in Göttingen mußte er vorzeitig abbrechen, weil sein Vater infolge eines Augenleidens eine pastorale Hilfskraft benötigte und ihn dringend nach Reval rief. Der Sohn eilte heim und durfte nun als gereifter Mann im Elternhause  $2\frac{1}{2}$  Jahre als Gehilfe seinem Vater zur Seite stehen. Es brach ihm eine besondere Segenszeit an. Mit der Mutter, die durch ihr gichtisches Leiden ganz an den Krankenstuhl gefesselt war, teilte er alles, was er erlebte und erarbeitete. Jede freie Stunde brachte er an ihrem Stuhle zu, und sie, die in dem langen

Leiden im Glauben durch Wort und Gebet gereift, wurde dem Sohn zum Segen für den inneren Menschen; und mit dem Vater wuchs er immer mehr durch die Liebe zum Wort und in der Treue zum Bekenntnis zusammen. Die Olai-Gemeinde aber mit ihren vielen lebendigen Persönlichkeiten half dem jungen Prediger, im Mutterboden der evangelisch-lutherischen Kirche, mit ihrer urgesunden, in der Schrift begründeten Lehre und dem reichen Liebesleben, Wurzel schlagen, so daß er trotz häufiger Berührung mit führenden Persönlichkeiten der Gemeinschaftsbewegung und trotz der Aufgeschlossenheit für den Reichtum ihrer auf persönlich geistiger Erfahrung ruhenden Glaubenseinstellung sich doch nicht der Gemeinschaft anschloß. Ihm war und blieb die lebendige lutherische Kirche das Ideal. Die baltische Landeskirche diesem Ideal näherzubringen, sah er als die Aufgabe seines Lebens an.

Seine tiefgreifende Predigt und seine seelsorgerische Begabung, das feine Verstehen, das er jedem Suchenden entgegenbrachte, lenkte die Aufmerksamkeit vieler auf ihn, von dem man Großes erwartete.

\*

Als die Universitätsgemeinde zu Dorpat, dieses geistige Zentrum des Baltenslandes, verwaiste, wurde der erst 27jährige junge Pastor zu ihrem Prediger und Seelsorger berufen. Altem Recht nach mußte der Universitätsprediger zugleich Glied der theologischen Fakultät sein. Hahn wollte auf Grund seiner „Tyconius-Studien“, die von Fachleuten günstig beurteilt worden waren, promovieren, doch da trat ihm ein Mann in den Weg, der fort und fort sein Leben verbitterte. Es war ein Slawe, der Commeniusforscher Kwacala

(sprich Quatschala), der von der russischen Regierung nach Dorpat entsandt war mit dem Auftrag, nun, nachdem die alte, ruhmreiche deutsche Universität schon ganz russifiziert worden war, auch in die theologische Fakultät, die bis dahin in der Sprache Luthers lehrte, einen slawischen Sprengkörper hineinzutreiben. Schritt für Schritt trat dieser Slawe in der schärfsten Weise Zahn entgegen, sowohl bei der öffentlichen Promotion im Jahre 1902, wo er ihn vier Stunden lang quälte und es doch nicht verhindern konnte, daß die Fakultät Zahn zum Magister oder Lizentiaten promovierte, als auch später, als Zahn, der Privatdozent, zum Professor ernannt werden sollte. Kwacala gelang es, unter den Russen, die den Professorenrat bildeten, die meisten davon zu überzeugen, daß Zahn als „wissenschaftlich Minderwertigem“ die Professur verweigert werden müsse. Zahn wurde trotzdem, weil Petersburger Freunde für ihn eintraten, durch direkten Befehl des Ministers zum Professor ernannt. Nun stand er vor der großen Aufgabe, Pastor und Professor zu sein. Inzwischen hatte er noch ein neues Amt übernommen. Er hatte sich am 29. August 1903 seinen Hausstand gegründet, indem er Anny von zur Mühlen, die Tochter des Direktors der estländischen Adelsbank, heiratete. Gott hat die beiden wunderbar zusammengeführt und sie durch das Band geheiligter Liebe verbunden. Zahn war ein zarter Gatte, der mit seinem Weibe das Tiefste teilte, so wie er es mit der Mutter getan, und ein fürsorgender, fein verstehender Vater, wie er es von seinem Vater gewöhnt war. Von dem reichen harmonischen Leben dieses vorbildlichen Hausstandes fühlte sich jeder angeheimelt, der das Pastorat

betrat, und keiner hat dies gastliche Haus verlassen, ohne einen Gewinn für den inwendigen Menschen mitzunehmen.

Naturgemäß wirkte sich Zahns Eigenart in seinem amtlichen Handeln folgenschwerer aus als in seinem häuslichen Leben. Aber überall war es die in sich geschlossene Persönlichkeit. Er hatte nicht sein Pastorenamt in der einen und seinen Professorenberuf in der anderen Herzkammer verschlossen, er wußte sich einfach als einen Jünger Christi, der dazu berufen war, sein Reich zu bauen, wie in seinem Hause, so auf seiner Kanzel, so auch auf seinem Katheder.

Seiner Predigt fehlte die Redekunst. Er sprach ganz natürlich, seine Sprache war ganz schlicht, aller hohen Worte bar, und wenn doch seine Predigt starke Wirkungen auf seine Hörer ausübte, so war es das, was eine jede rechte Predigt wirksam macht. Er arbeitete gründlich und durchackerte den Text tagelang. Er betete viel über seiner Predigt, daß er nur ja nicht Steine statt Brot seinen Hörern gebe. Er erprobte die Gedanken der Predigt in der Seelsorge der Woche und in der Arbeit der Sprechstunde. Er wollte auf die einzelnen wirken, die ihm durch die Seelsorge nahe gekommen waren und bot daher allen Aufbaumaterial. Strafte er die Sünden, und wie ernst wußte er besonders die Sünden des Baltenstammes zu richten, so tat er es so, daß ein jeder merkte: er selbst hat mit seiner Sünde gerungen. Ging er auf die Zweifelsfragen der Zeit ein, so fühlte man, daß er selbst durch sie hindurchgegangen war. Dabei predigte er nie sich selbst, sondern immer das Wort seines Gottes und wußte sich als Diener Christi, der einfach auszuführen

hat, was der Herr ihm aufgetragen. Hinter seiner Predigt stand seine ganze Persönlichkeit, und hinter dieser Persönlichkeit stand, das merkte jeder Hörer, ein Größerer. Daher wirkten auch seine Predigten so stark und nachhaltig.

Die Gemeinde selbst war nicht groß und lebte in einer verhältnismäßig kleinen Stadt, die es dem Pastor ermöglichte, jedes Gemeindeglied persönlich zu erreichen. So konnte Zahn trotz seines Doppelamtes die Seelsorge treulichst ausüben. Dabei machte er die Erfahrung, daß jedes Herz seinen eigenen Schlüssel nötig habe, um erschlossen zu werden: „Ich habe ihn bisweilen monatelang gesucht und ihn bei manchen überhaupt nicht gefunden. Finden ist eben Gnade!“ Die sonst so oft ermüdende Alltagsarbeit, den Kranken und Siechen an Leib und Seele zu helfen, war ihm eine Quelle der Freude. Er sprach es auch aus: „Ich bin so dankbar und froh, daß ein großer Teil meiner Arbeit mir nicht bezahlt wird.“ Sein Pastorat stand außer den besonderen Sprechstunden jedem, der seelsorgerische Aussprache suchte, allezeit offen. Er suchte auch selbstverständlich mit jedem seiner Konfirmanden in ein persönliches Verhältnis zu treten. Er suchte ihnen in ihren Nöten und Zweifeln zu helfen und ihre Unreife zu überwinden. Er drang mit Ernst auf das Bekennen des Herrn und forderte ganze Liebe zu ihm oder ganze Abwendung, aber nur nicht „spielerische Halbheit“, der nie ein Finden beschert sei.

Alles, was er in Amt und Leben erlebte, suchte er für seine Vorlesungen zu verwenden. In ernstesten Tagen, da er selbst schwer daniederlag, hat er aus eigener Erfahrung Gedanken über Krankenseelsorge

niedergeschrieben, die, weil aus dem Leben der Kranken stammend, diesen das feinste Verstehen entgegenbringen. Er führte aus, was es um Krankheit, Operation und Genesung sei, was einem Kranken, Müden, sich nach Stärkung Sehnenenden not tue usw.

Aber auch für seine Predigt lernte er, wo er konnte. Hörte er auf einer Reise in Deutschland viele Prediger oder gaben ihm die Gemeindeglieder ihre Kritik und Wünsche kund, so suchte er nach seiner Art „die Wahrheitsmomente“ der anderen Art der Wortdarbietung und der Wünsche herauszufinden und schrieb seine Gedanken über die rechte Predigt für seine Vorlesungen nieder. Die letztentscheidende Instanz war für Zahn immer Gott und sein Wort.

Zahn war nicht wie so viele seiner Kollegen ein unpraktischer Vertreter der praktischen Theologie, sondern er lernte aus der Geschichte der einzelnen Gebiete und baute das System derselben aus der Praxis des Wortes Gottes und des menschlichen Lebens für die Praxis des Amtes aus. Er wollte das junge Theologengeschlecht geschickt machen für die heilige Aufgabe des großen zukünftigen Amtes und weckte in den Studenten die Sehnsucht nach kirchlichem Dienst. Bei seiner Lehrtätigkeit stellte er sich selbst ganz unter das Wort. Auf diesem Grunde stehend, konnte er in bezug auf die neuen wissenschaftlichen Strömungen seiner Zeit, die er auf einer Deutschlandreise in ihren hervorragendsten Vertretern persönlich kennenzulernen reichlich Gelegenheit hatte, schreiben: „Gott nähre in mir den Haß gegen dieses Moderne“, und solches festigte in ihm den Entschluß: „Nicht Autorität, son-

dern selbst arbeiten, selbst suchen und keines Menschen Knecht!“

Wie er sich von der Autorität menschlicher Wissenschaft löste, so machte er sich auch frei von aller Menschenfurcht. Wenn das Wort und das Gewissen zwingt, muß „ein Christ auch die freudige Energie haben, gegen den guten Ton zu verstoßen“. Er brachte die Energie auf, gegen den Strom zu schwimmen. So erkannte er die werbende Kraft der Enthaltsamkeit und wurde als einziges Glied der ganzen Fakultät abstinente, um besser gegen die Trinkunsitten kämpfen zu können, die gerade das studentische Leben vergifteten. Wie überall, so ward er auch bei seiner Enthaltsamkeit nie zum Eiferer, er blieb Asket, der den Willen der anderen nicht vergewaltigte, sondern um Erkenntnis und Willensentschließung warb.

Er scheute sich nicht, gegen den Strom zu schwimmen, wenn er die Schäden der über alles geliebten Kirche geißelte, oder wenn er, im scharfen Gegensatz zur damaligen im Baltenland herrschenden Anschauung, den Vorrang des Reiches Gottes vor den nationalen Bestrebungen stark betonte, obgleich er mit Leib und Seele ein Balte war.

Mit all diesen Bekundungen erregte er viel Anstoß, aber nichts lähmte seine freudige Tatkraft, alles zu tun, was sein in Gottes Wort gebundenes Gewissen verlangte. Die letzten Folgen des „gegen den Strom schwimmens“ waren ihm klar. Er, dem es als Opfer galt, daß er nicht Missionar wurde, und der seine Stellung im Baltenlande als einen Missionsposten ansah, der das Lebensopfer der tüchtigsten Theologen beansprucht, er sah mit seinem durch Gottes Wort ge-

schärften Auge den Strom der Gottlosigkeit anschwellen. Er erkannte, daß das Gegen-den-Strom-Schwimmen schließlich bedeuten werde „Märtyrer werden“. Was er aus der Frühgeschichte der christlichen Kirche gelernt, wurde ihm bei den sich zusammenballenden Wolken immer mehr zur Gewißheit, daß erst, wo „Martyrium und Opfer anhebt“, das Christentum beginnt, das für Gott und seine Kirche alles einzusetzen bereit sein muß. Daß Gott ihm noch Tage der Erquickung schenkte, nahm er dankbar hin und freute sich des Wirkenkönnens.

\*

Gott hatte ihn auf die Höhe geführt, ihm ein Amt beschert, bei dem er der ganzen Kirche seines Landes dienen konnte, hatte ihn einen Widerhall finden lassen, der ihm Freudigkeit gab, und er sah in aller Demut, daß er nicht vergeblich arbeitete. Dazu hatte Gott sein Haus gesegnet, ihm ein Weib beschert, das ihm immer mehr eine Gehilfin für Arbeit und Leben wurde, hatte ihm Kinder geschenkt, mit denen er wieder ein Kind werden konnte.

Das schien alles ein Ende zu nehmen, als das böse Jahr 1905 herankam, das Jahr der ersten

## Revolution.

Die verblendete russische kaiserliche Regierung, durch den japanischen Krieg stark geschwächt, duldete die sich immer dreister bemerkbar machende revolutionäre Bewegung, weil sie sich im Baltenlande stark gegen die Deutschen und die verachtete evangelische Kirche richtete. Diese beiden waren bisher die führenden

Mächte im Lande gewesen und beide waren den Russen und der herrschenden russischen Staatskirche gleich verhaft. So tobte der Aufruhr im Baltenlande ungehemmt und richtete viel Unheil an.

In diese Zeit fiel die erste Synode, die Zahn mitmachte. Die Synode war eine Zusammenkunft der Prediger und bildete für sie, die das ganze Jahr in ihren einsamen Pfarrhäusern wirkten, einen Höhepunkt ihres Lebens. Nun eine Woche lang sich an brüderlicher Gemeinschaft erquicken können, wie köstlich war das! Wieviel Gemeinsames hatten sie, obgleich Deutsche, Letten und Esten dazu gehörten. Alle waren Glieder derselben Kirche, alle hatten in Dorpat studiert, alle standen unter demselben russischen Druck, und solch ein Druck drückt fest zusammen, was sonst auch auseinander strebt, zumal in solchen Zeiten, wo alle die Frage bewegte: „Was wird kommen?“

Unter den Teilnehmern befanden sich eine Fülle von Pastoren, die sich auf ihren einsamen Posten in steter Kampfesarbeit zu eigenartigen Charakteren entwickelt hatten. Da war der alte Kuntzendorf, der während einer 45jährigen Amtszeit 40 Jahre unter Gericht gestanden, weil er um seines Gewissens willen Letten, die zum Übertritt zur Orthodogie, dem Glauben des Zaren, verführt worden waren, nachdem sie vor der Gemeinde ihre Sünde bekannt, immer wieder mit dem heiligen Abendmahl bediente. Damit machte er sich nach russischem Gesetz eines Kriminalverbrechens schuldig. Da war Masing, der den werro-estnischen Dialekt als Schriftsprache erstmalig fixiert. Sein Kirchspiel grenzte schon an Rußland, „wo die Gegend so breit und die Gewissen so weit“. Er kümmerte sich in

seinem amtlichen Handeln um kein russisches Kirchengesetz, sondern tat, was er glaubte einst vor dem Herrn der Kirche verantworten zu können. Da war der alte Kupffer, der noch nie ein russisches Wort ausgesprochen, weil „Russisch die Salonsprache des Teufels“ sei. Da war der Erste Warres, der mit seiner tapferen Frau allein sein einsam gelegenes Pastorat eine ganze Nacht hindurch im Feuergefecht verteidigt hatte, den keiner „in den Saß“ zu stecken wagte, weil jeder wußte, er trifft mit seinem Revolver unfehlbar; ein Mann, der in Elias Kraft die Sünden der Gemeinde zu strafen wußte, so daß sich alle vor seiner Bußrede scheuten und der doch den Waisen ein Vater war und mit den Witwen sein Letztes teilte.

Und nun stürmte auf diese alten, harten Streiter die neue Welle des Gotteshasses, der durch die Revolution zur Siedehitze gebracht worden war. Die rohe Gewalt konnte diese Männer wohl von der Kanzel zerren und sie in den Saß stecken, um sie unter dem Gejohl der Rohlinge wie Unrat aus der Kirche zu karren. Man konnte sie auch feige von hinten erschießen und diesen treuen Männern den Mund verschließen, daß sie nicht mehr redeten gegen Treubruch, Raub und Mord, aber ein Nachgeben, ein Paktieren kam überhaupt nicht in Frage. Welch einen nachhaltigen Eindruck machten diese „eisernen Männer“, wie Hahn sie nannte, auf ihn, den jungen Wissenschaftler, der von solcher Synode schrieb: „Sie macht einen erschütternden und erhebenden Eindruck. Durch die ganze Sitzung klang ein heroischer Märtyrerton“, dem der Letzte Nedra Ausdruck verlieh mit den Worten: „Wenn das Evangelium uns nicht alles wert ist, so

ist es uns nichts wert. Ist das Evangelium nicht wert, daß wir unser Blut vergießen lassen, dann taugt es überhaupt nichts.“

Bald kam die Zeit, da Gott nach seinem unerforschlichen Rat das Blutzugnis forderte, . . . und sie gaben ihr Leben für ihren Herrn festen Sinnes dahin. Das Sterben dieser tapferen Christen und Hirten machte auf Hahn tiefen Eindruck, fortan betete er in der gemeinsamen Hausandacht, daß, „wenn es sein muß, uns die Kraft gegeben werde, als Märtyrer zu sterben“.

Als nun nicht nur Deutsche und Pastoren ermordet wurden, sondern auch russische Soldaten meuchlings niedergeschossen wurden, als nicht nur die Gutshäuser der Deutschen, sondern auch Regierungsgebäude der Russen in Flammen aufgingen, da ermannte sich die russische Regierung, schlug den Aufstand nieder und stellte die Ordnung wieder her. Die vielfach besudelten Kirchen wurden wieder geweiht, göttliche Zucht und heilsame Ordnung in den Gemeinden aufgerichtet; man ging mit Eifer daran, die inneren Schäden zu heilen. Zwar meinten viele, nun sei alles Böse überwunden; Hahn sah tiefer. In einer Predigt nannte er die Zeit nach der Revolution eine

### Gnadenfrist,

die Gott noch einmal dem russischen Volk und den Balten schenke.

Die Gnadenfrist, die Gott gegeben, ist leider nicht recht ausgekauft worden. Wie schlecht sie die Russen ausnutzten, ist bekannt. Das durch die Revolution abgetrozte Manifest vom Jahre 1905 brachte wohl

allerlei Freiheit — Freiheit des Glaubens, der Propaganda, der Schule, der Versammlung, der Presse usw. — in Rußland wurden aber alle diese Freiheiten nur nach der negativen Seite ausgenutzt und führten mit Naturnotwendigkeit zum Nihilismus bzw. Bolschewismus.

Aber auch die Balten haben diese Gnadenfrist nicht recht erkannt. Zuerst atmete man nach den Zeiten schweren Druckes erleichtert auf. Alles Deutsche und Evangelische war von einer Last befreit. Man freute sich der gewonnenen Freiheit. Ein froher, schaffensfreudiger nationaler Aufschwung kennzeichnete die Zeit nach 1905. Die Balten hatten nun die Möglichkeit, ihr deutsches Schulwesen auszubauen. Deutsche Kunst blühte auf. Die Erwerbsverhältnisse der Deutschen besserten sich. Aber man vergaß, daß die Stärke des Baltenstammes seit 700 Jahren in der engsten Durchdringung des kernigen, sturmerprobten Deutschtums mit dem in die Tiefe führenden Christentum bestand. Für das Nationale war man zu jedem Opfer bereit, für die Kirche, das Luthertum, für den Herrn Christus, hatte man nicht viel übrig. Ja, der nationale Aufschwung hinderte oft direkt die Entfaltung christlichen Lebens. Hahn, der diesen Schaden auch an den Studenten, abgesehen von den Theologen, deutlich wahrnahm, litt darunter schwer. Er ließ aber den Glauben nicht fahren und wurde nicht müde, den Balten solche Schuld aufs Gewissen zu legen, leider mit wenig Erfolg.

Und auch noch nach einer anderen Seite hat das Baltengeschlecht jener Tage die ihm geschenkte Gnadenfrist nicht ausgekauft. Gott hatte der evangelischen

Kirche die Freiheit geschenkt, die Freiheit des Glaubens und des Zeugnisses, was wäre natürlicher gewesen, als daß sich die baltische Kirche auf ihre Missionsaufgabe besonnen hätte und nun, der russischen Kirche gegenüber, aggressiv geworden wäre. Die Verhältnisse lagen doch so, daß die orthodoxe Kirche sich zur Schergin des panslawistischen Staates erniedrigt hatte. Weil in ihr das Evangelium nicht im Mittelpunkt stand, verfolgte sie in ihrer Verblendung die evangelische Kirche, während die evangelische Kirche sich trotz der Verfolgungstürme aufrecht erhielt und von Gott mit Märtyrerherrlichkeit geschmückt wurde, weil sie am Reichthum, der ihr als väterliches Erbe zugefallen war, festgehalten und darüber gestritten und gelitten hatte. Was wäre da natürlicher gewesen, als der alten Feindschaft der orthodoxen Kirche mit dem Segen des Evangeliums zu begegnen, daß sie aus einer Feindin zu einer Bundesgenossin der evangelischen Kirche in dem heftigen Kampf gegen die heranziehenden Mächte der Gottlosigkeit hätte werden können. Aber die lutherische Kirche erkannte diese ihr zugewiesene Aufgabe nicht, die dem Evangelium feindliche russische Kirche mit dem Evangelium zu entwaffnen und der erstarrten orthodoxen Kirche mit den Schätzen des Evangeliums aufzuhelfen. Sie mußte erst durch viel tieferes Leid gehen, ehe sie zu der Erkenntnis dieser Aufgabe durchzudringen begann; das rächte sich hernach bitter. Versäumte Gelegenheiten bedeuten immer Verarmung.

In der Gnadenfrist, wo so vieles versäumt wurde, durchlebte Hahn Zeiten der Niedergeschlagenheit. Oft kam über ihn die Stimmung des Elias unter dem

Wacholderbaum. Er erkannte aber ihre erschlaffende Wirkung und raffte sich auf, lernte Demut und in der Demut allein auf Gott hoffen und ihm vertrauen, ihm auch das Größte zutrauen.

Gott gab ihm in dieser tiefsten Zeit mancherlei Erquickung. Sein mit vier Kindern gesegnetes Haus war ihm stets ein Quell der Freude, wo er wieder Kraft gewann zu Kampf und Arbeit, die ihm beschieden. Das Band mit der Gemeinde wurde immer fester durch die vielen so treu gepflegten persönlichen Beziehungen mit den Gemeindegliedern. Jede Vorlesung war ihm eine Feierstunde, da er das Tiefste und Heiligste seines Lebens und Glaubens seinen Studenten mitteilen konnte, an denen er die hohe Aufgabe zu erfüllen suchte, sie zum Dienst in der kampfumtobten livländischen Kirche vorzubereiten und sie für die Missionsaufgabe der Christenheit zu begeistern.

Theologisch mühte er sich in dieser Zeit, sich mit der Allianz- und Gemeinschaftsbewegung auseinanderzusetzen, indem er in dem Buche „Evangelisation und Gemeinschaftspflege“ seiner Art nach diese Bewegung zu verstehen suchte und das Berechtigte in ihr anerkannte. Dieses Studium bestärkte ihn in der Erkenntnis, daß die Reich-Gottes-Gedanken, wie sie sich in der Kirche finden, schriftgemäßer seien, als das auf persönlicher Erfahrung der Gnade beruhende Christentum der Gemeinschaft.

Neben der beglückenden Arbeit war ihm in dieser Zeit auch unerquicklicher Kampf mit dem schon genannten Professor Kwacala beschieden, ein Kampf, der hahn, dem stets Friedfertigen, immer mehr zur Last wurde, zumal wenn bei diesem Kampf unlautere Mittel

angewandt wurden. Aber diese Kampfeszeiten wurden Segenszeiten für seinen inwendigen Menschen, sie erhielten ihn in der Demut und schulten ihn im Leiden.

Zahn kaufte die Gnadenfrist nach Möglichkeit aus. Schneller, als man es ahnen konnte, war ihre Zeit abgelaufen und der

## Weltkrieg

brach los.

Rußland führte nicht nur Krieg gegen die Wehrmacht Deutschlands, sondern gegen alles Deutsche und Evangelische. Es wollte die Niederlagen auf dem Kampffelde wettmachen durch Siege über die wehrlosen Deutschen im Innern seines Landes. Die deutschen Schulen wurden geschlossen, kein deutsches Wort durfte gedruckt werden, Deutsch durfte öffentlich nicht mehr gehört werden, alles Deutsche war Verbrechen und wurde gestraft, obgleich 5 Millionen Deutsche als Bürger Rußlands in loyalster Weise, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen, ihre Pflicht zu tun suchten. Wer nun gar in dieser Zeit wagte, den gefangenen Deutschen, und waren es auch die elenden Greise und Kinder, die von den Russen aus Ostpreußen aus den Dörfern mitgenommen worden waren, ein Stücklein Liebe in ihrem grenzenlosen Elend zu erweisen, der wurde nach Sibirien verschickt, ebenso wie eine Reihe von Pastoren deshalb verbannt wurden, weil sie für die „Leipziger“ Mission gesammelt hatten. Sie hatten ja damit den deutschen Feind unterstützt. Auch Zahn wurde verschickt, und zwar nicht nach Sibirien, sondern nur in das Innere Rußlands. Gründe wurden nie angegeben. Zahn wandte sich nach schwerem Abschied

von den Seinen nach Moskau, um von dort aus sich einen anderen Aufenthaltsort zu suchen, denn in der Hauptstadt durften solche verdächtigen Leute nicht bleiben. In Moskau erlebte Hahn einen „Pogrom“, den in die Wege zu leiten die russische Polizei meisterhaft verstand. Sonst ging es gegen die Juden, diesmal ging es gegen die Deutschen. Nach den von der Polizei zusammengestellten Listen wurden alle Deutschen von einem Pöbelhaufen aufgesucht, mißhandelt, beraubt, und die Polizei sah und hörte nichts. Hahn selbst entging dem Schwersten, aber das furchtbare Erlebnis offenbarte ihm das Schreckliche „in der Menschen Hände zu fallen“.

Die Empörung der Studenten in Dorpat über die Ausweisung ihres geliebten Professors drängte zum Handeln. Da die deutschen Studenten bei der Lage der Dinge nichts tun konnten, rafften sich die estnischen und lettischen Studenten auf und schickten eine Deputation an den Kriegsgouverneur nach Riga und erbaten die Rückkehr des Professors, ohne den sie ihr Studium nicht beenden könnten. Der Kriegsgewaltige verfügte, „er kann zurückkehren, denn es liegt eigentlich nichts vor“. Telegraphisch davon benachrichtigt, machte sich Hahn sofort über Petersburg auf nach Dorpat. Da ereilte ihn in Petersburg die Kunde, daß sein alter Vater und sein lieber Schwager als evangelische Deutsche in Finnland verhaftet worden seien, sich jetzt im Gefängnis in Petersburg befänden und auf den Abtransport nach Sibirien warteten. Hahn gelang es, das betreffende Gefängnis aufzufinden. Er erlebte das Schwere, Vater und Schwager als Gefangene wiederzusehen, mit denen er, durch ein Gitter

getrennt, in Gegenwart der Wärter sprechen konnte, und zwar nur in russischer Sprache, die namentlich der alte Vater schlecht beherrschte. Erst nachdem es erwirkt war, daß die beiden nicht mit dem allgemeinen qualvollen Gefangenentransport, sondern auf eigene Kosten nach Sibirien reisten, lehrte Hahn nach Dorpat zu den Seinen zurück. In die jubelnde Freude des Wiedersehens fiel der bittere Tropfen des bösen Abschieds von den Lieben in Petersburg und machte auch die Wiedersehensfreude still.

In Dorpat wartete auf Hahn eine große Arbeit. Die kleine Stadt war angefüllt mit Kriegsflüchtlingen aller Art, die meist alles hatten im Stich lassen müssen und nun hilflos in der Fremde weilen mußten. Dazu kam der lastende innere Zwiespalt. Viele, deren Väter und Söhne als Deutsche im russischen Heer gegen Deutsche kämpfen mußten, und von deutschen Kugeln getroffen wurden, starben für den russischen Kaiser, der alles Deutsche mit Füßen trat. Der Zwiespalt schnitt tief ins Herz. Ergreifend war die Klage, daß die Balten nur eine Heimat hätten, mit der sie innerlich verwachsen waren, aber das ersehnte Vaterland, die Zugehörigkeit zum deutschen Volk, die heißersehnte, schien in immer weitere Ferne zu rücken. Viele verlangten nach seelsorgerischem Trost und äußerer Hilfe. Hahn hat es als eine besondere Gnade Gottes gewertet, daß er gerade in dieser schweren Zeit, nachdem er selbst Schweres durchlebt, an so vielen Heimatgenossen wirken und ihnen an Leib und Seele helfen konnte.

Der Kriegswahnsinn im Kampf gegen alles Deutsche steigerte sich. Der Minister befahl 1916, daß auch in der theologischen Fakultät die Vorlesungen in rus-

fischer Sprache zu halten seien. Da keiner der Professoren das Russische soweit beherrschte, da es ferner kein einziges Lehrbuch in russischer Sprache für die Studenten gab, reichten alle Professoren ihren Abschied ein mit Ausnahme Zahns, denn die praktische Theologie sollte lettisch, deutsch und estnisch, den ortsüblichen Sprachen des baltischen Landes, gelesen werden können. Weil Zahn noch eine Wirkungsmöglichkeit gegeben war, blieb er, obgleich es ihm schwerfiel, den verehrten Kollegen nicht folgen zu dürfen. Er blieb um der Studenten willen, obgleich die Fakultät ihn anwiderte; war doch Kwacala Dekan und je ein lettischer und estnischer, wissenschaftlich gerade nicht auf der Höhe stehender Pastor Glied dieser Fakultät. Die Sitzungen des russischen Professorensenats mußte Zahn auch besuchen und die Schmähreden, die dort gegen alles Deutsche gehalten wurden, anhören. Zahn ließ sie reden und nutzte die Zeit dieser Sitzungen aus zum Lesen theologischer Literatur. Sein Pflichtgefühl ließ ihn trotz allem Widerwärtigen auf seinem Posten ausharren.

Die Kriegsleiden steigerten sich. Die Regierungsgewalt wurde immer schwächer; die Niederlagen häuften sich, die Lebensmittel wurden immer knapper. Die Revolution brach los. Sie brachte den Verbannten die Freiheit, auch Vater und Schwager konnten nach zweijähriger Verbannung heimkehren; aber im Lande herrschte Willkür. Schließlich war jedermanns Hand gegen jedermann. „Adlige und Geistliche“ wurden für vogelfrei erklärt. In einer Nacht wurden alle gebildeten Männer, deren man habhaft werden konnte, verhaftet und hernach nach Sibirien verschleppt. Zahn

entging dieser Verschleppung dadurch, daß er sich in diesen Tagen nicht in seinem Pastorat aufhielt, wo man ihn vergeblich gesucht. Dann aber hatte Zahn sich zu der Freudigkeit durchgerungen, frei seine Tätigkeit auszuüben. Er ließ von der Kanzel abkündigen, daß er wieder predigen würde, und schlug ans Schwarze Brett die Anzeige, daß er mit seinen Vorlesungen beginnen werde. Und Gott hielt in dieser Zeit seine schützende Hand über ihm, obgleich die Ketten von seiner Wirksamkeit erfuhren. Sein Gebet in dieser Zeit war, daß er durch das Erlebte innerlich wachsen möge, und er ein wirklich ewiges Leben in dieser Zeit erlange.

Die in Stadt und Land herrschende Willkür wurde immer unerträglicher. Man konnte kaum auf der Straße gehen, ohne daß einem Kugeln um die Ohren pfliffen. Alles wurde beschlagnahmt und geraubt; jeder tat's im Namen irgendeiner unbekanntem Obrigkeit. Die wenigen waffenfähigen deutschen Männer, die nach der Verschleppung in Dorpat zurückgeblieben waren, bewaffneten sich und bildeten einen Selbstschutz. Aber was waren 200 bis 300 Mann gegen die 5000 bis 6000 Mann starke zügellose Soldateska, die sich in der Stadt aufhielt! Doch das kleine Häuflein besetzte mutig das Munitionslager und bewahrte alle vor den ärgsten Ausschreitungen. Doch wie lange konnten sie sich halten! Und das deutsche Heer war noch weit, es stand 100 km von Dorpat entfernt. Alle machten sich auf das Schwerste gefaßt. Da rückte am Sonntag, dem 24. Februar 1918, allen überraschend, ein kleines Häuflein deutscher Truppen in die Stadt. Die 5000 Mann ergaben sich den 250 deutschen Soldaten. Der Marktplatz füllte sich mit jubelnden Men-

schen, die sich in die Arme sanken. Man sang: „Nun danket alle Gott.“ Hahn blieb nicht unter den Feiern, er eilte in seine Sprechstunde, denn es hätte jemand seine Hilfe in Anspruch nehmen können. Im Gottesdienst wurden statt des Liedes: „Aus tiefer Not“ Lob- und Danklieder gesungen. Hahn predigte über Psalm 126: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird“, und mahnte, daß fortan, wo die Deutschen zur Macht gekommen, keine Rachegeanken für das erfahrene Unrecht aufkommen und keine Saat des Hasses wachsen möge, sondern nur die Saat des Friedens.

Es folgten nach dem Befreiungsfrühling köstliche Sommermonate, wo alles nach dem Blutterror und der Willkür sich der Ruhe und Ordnung freute. Hahn genoß diese Zeit in vollen Zügen, obgleich er nicht in gedankenlosem Optimismus die Lage beurteilte. Der Herbst brachte ihm das Schöne: Am 15. September 1918 wurde die deutsche Universität Dorpat wieder erneuert. Hahn predigte über Jeremias 3, 4: „Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Hecken.“ Er mahnte, die große Mission zu erkennen, die Dorpat geworden, das wieder als Stätte deutschen glaubensfrohen Forschens und Wirkens erstanden. Dankbar genoß es Hahn, nach der jahrelangen Absperrung vom Geistesleben des Westens, wieder mit Vertretern deutscher Wissenschaft in Fühlung zu kommen. Mit Freuden suchte er mitzubauen, daß das alte Dorpat in neuer Schöne erstehe. Doch da kam der bitterböse November: Abdankung, Revolution, Zusammenbruch. „Es war eine kurze Freude, aber eine schöne“, schreibt Hahn, „ein wertvolles letztes Semester, das uns viel

gegeben hat. Es ist schön, daß die Alma mater nicht als russisches Jurjew, sondern leuchtend als deutsches Dorpat untergeht.“ Und es ging unter. Es ging nicht nur Dorpat unter, es ging die ganze Kultur des Baltenslandes unter, denn der Bolschewismus erhob sein blutiges Haupt und suchte alles zu vernichten. „Wir aber suchen die ewige Hoffnung immer fester zu fassen“, schreibt Zahn aus jenen Tagen.

## Untergang und Sieg

Kommt es zum Leiden, fängt's an, hart auf hart zu gehen, dann kann's ja dabei ausnahmsweise, wie Bengel sagt, „glorios“ hergehen. Für gewöhnlich erklingt in solchen Tagen die Weise: „Der Jünger ist nicht über seinem Meister“, auch nicht über dem Meister in Gethsemane. Die Magnetrnadel des Glaubens erhält manchen Stoß, der sie schwankend macht, aber die Demut findet schließlich immer den Pol, da sie ruhen kann. So ging's auch in den Tagen her, da sich das Leid über Zahn zusammenballte. Zuerst erhebt sich in solchen Zeiten immer die Frage: „Bleiben oder Fliehen?“ Was sagt der Herr dazu? Hat er einmal gesagt: „Alsdann fliehet“, so redet er ein anderes Mal vom „Beharren bis ans Ende“. Das eine Mal floh Paulus aus Damaskus, das andere Mal ging er nach Jerusalem, obgleich ein Prophetenwort ihn davor warnte. Was ist das Rechte?

Auch in Dorpat war man sich nicht einig, wie man handeln sollte. Im Dezember 1918 fanden oft Beratungen statt. Daß das deutsche Militär abzog, ward von den Feindmächten gefordert. Daß die deutschen

Professoren der Heimat zustrebten, war selbstverständlich, denn eine Wirkungsmöglichkeit gab es für sie im baltischen Lande nicht mehr. Aber die Balten? Mußten sie nicht ausharren? Lohnte es aber, auszuhalten, wenn eine Wirkungsmöglichkeit ausgeschlossen schien und ein sicherer Tod derer wartete, die gegen die Macht aus dem Abgrund auftraten? Aber andererseits, es konnten doch nicht alle fliehen! Was sollte aus denen werden, die bleiben mußten, bedurften die nicht ganz besonders des Trostes und der Stärkung gerade auch durch die, die Gott zu Hirten gesetzt? Steht nicht im Johannesevangelium 10, 13 das ernste Wort vom Mietling, der flieht, wenn er den Wolf kommen sieht? Zahn entschloß sich, nachdem auch er das Gethsemaneschwanken durchkostet, zu bleiben. In diesem Sinne schrieb er seinem jüngeren Bruder, den als Pastor einer estnischen Gemeinde die gleiche Frage bewegte, am 8. Dezember 1918: „Ich maße mir natürlich keinerlei Urteil an über Deine Lage. Sagen möchte ich nur, daß ich dringend wünsche, Gott möge es Dir ermöglichen, auf Deinem Posten auszuhalten. Ich habe eine Furcht für mich und andere, daß wir nur ja nicht unter Johannes 10, 13 fallen. Ich glaube, wir werden es vor dem Herrn der Kirche sehr ernst zu verantworten haben, wenn und wie wir unsere Posten, die doch seine Posten, die er uns anvertraut hat, räumen. Jede Woche hat jetzt einen ganz außerordentlich hohen Wert, und unberechenbar groß ist die Bedeutung, wenn jetzt in einer Gemeinde ein Reich-Gottes-Arbeiter, der auf einen Teil der Gemeinde Einfluß hat, ruhig und tapfer aushält. Wenn wir nicht bereit sind, um des Zeugnisses des Evan-

geliums unser Leben zu opfern, so beweisen wir, daß es für uns nicht den nötigen vollen Wert hat. — Auch ich will solange als möglich aushalten. Andererseits bin ich ganz einverstanden, daß solch eine Zeit zur Erziehung der Gemeinden zu mehr aktivem kirchlichem Hervortreten und Eintreten verwendet werden muß.“

Auch nach Erlangung dieses festen Standpunktes kam noch mancher Stoß, der die Nadel schwankend machte. Auf der einen Seite waren es die Überredungen derer, die sich entschlossen, zu fliehen, und die gewissermaßen sich zur Beruhigung auch Zahn mitziehen wollten, die ihn schwankend machten. Auf der anderen Seite waren es die treuen Gemeindeglieder, die in dieser Zeit der Not sich gerade an den Pastor klammerten, daß er ihnen zu Kraft und Trost helfe, und endlich waren es die Feinde der Kirche, die höhnten: „Die Pastoren fliehen, was ist an der Kirche dran?“ Schließlich hat aber dieses alles ihn in seinem Entschluß, zu bleiben, bestärkt.

Bald machte der Herr der Geschichte allem Schwanken ein Ende. In der Nacht auf den 4. Advent richteten die Bolschewiken in Dorpat ihre Herrschaft auf. Nun hieß es, sich bewähren. Dem galten die Predigten, die immer hinwiesen auf den Gott, der allein Hilfe und Trost ist, und die mahnten, zu suchen, was droben ist. Auch bei den vielen Besuchen in den Häusern, wo Sorge ums tägliche Brot und Angst um das Geschick der Verhafteten eingekehrt war, suchte Zahn immer aufs neue als ein Bote des Evangeliums die frohe Botschaft zu bewähren, zumal Weihnachten nahe war, wo es galt, die große Freude, die allem Volk widerfahren, auch den Leidgebeugten zu ver-

künden. So konnte Zahn viel Trost den Trauernden bringen, konnte vielen die Wegrichtung durchs dunkle Tal zeigen und ertete viel Dank für sein Bleiben und Wirken. „Und wenn ich jetzt sterben müßte, so hat sich mein Bleiben doch gelohnt“, sagt er nach einem solchen arbeitsreichen Tag.

Wie not tat der Gemeinde ein Wegweiser in solchen „verrückten Zeiten“, wo das „Warum“ immer lauter gefragt wird. Warum duldet Gott solche Bosheit? Was ist der Sinn dieses Zerstörens? Zahn betonte all diesen Fragen gegenüber mit Luther: „Gott ist nicht schwächlich, daß er etwas zulasse, er ist immer aktiv. Auch die Greuel der Bolschewiken sind Strafgerichte Gottes.“ Auch wies er auf Calvin hin, der sagt: „Gott ist immer gerecht, wir dürfen ihn nie kritisieren.“ Aber auch gegen den alttestamentlichen Standpunkt, Gott werde die Frommen schützen, mußte Zahn immer aufs neue ankämpfen. Im Neuen Testament habe Christus den Seinen „nicht gute Tage verheißen, sondern Verfolgung und das Kreuz“, aber davor dürfen wir uns nicht fürchten. Furcht sei eine Anfechtung des Teufels und wirke lähmend.

Bald wurde es immer schwerer, sich der Furcht zu entziehen, denn es wurde offenbar, daß die Bolschewiken bei jedem Anlaß bereit waren, Blut zu vergießen. Die Zahl der Morde mehrte sich. Wollte man sie zur Anzeige bringen, so hieß es: „Es war ja nur ein Bürger, ein Baron“ usw., und doch herrschten noch die Russen in Dorpat. Schlimmer wurde es, als um die Jahreswende die Esten die Macht an sich rissen, bei denen sich die niedrige gefühlsmäßige Einstellung gegen die Deutschen zügellos aus-

wirkte. Sie verboten sofort jede gottesdienstliche Handlung, sie hielten in den Kirchen Meetings mit gottelästlichen Reden und erließen den Befehl, daß sämtliche Geistliche aller Konfessionen das Land binnen 24 Stunden zu verlassen hätten. Was nun beginnen?

Traf der Gotteshaß die Vertreter aller Konfessionen, so war es natürlich, daß sich diese zusammenfanden und miteinander berieten, was nun zu tun sei. In solchen Zeiten schrumpfen alle Scheidewände zusammen. Beim griechisch-orthodoxen Bischof Platon, der eben genesen war, versammelten sich die Glieder seines Eparchialrates, aber auch die Vertreter der lutherischen Kirche, Hahn und ein jüngerer Amtsbruder, erschienen. Man beriet, was zu tun sei und entschloß sich, einheitlich vorzugehen. Man schied, einander segnend, in klarer Erkenntnis, daß die Christen in solchen Tagen zusammenhalten müssen, und sie haben es getan.

War die Kirche geschlossen, so sammelten sich kleine Häuflein im Pastorat. Aber auch das mußte bald aufhören, da jede Versammlung verboten wurde. Hahn glaubte nun, da jede Wirkungsmöglichkeit aufgehört hatte, sich der Verfolgung entziehen zu dürfen, und hielt sich seit dem Neujahrstage verborgen. Doch schon am 3. Januar sah Hahn, daß das Quartier, in dem er sich aufhielt, umstellt wurde. Er kleidete sich rasch an und gab sich in die Hände der Häscher, die ihn nach einem Verhör in ein zum Arrestlokal eingerichtetes Bankgebäude führten. Das war fortan sein Gefängnis.

Bolschewistische Justiz ist nicht Rechtsjustiz, die das Schlechte straft, sondern Klassenjustiz, die den Gegner vernichten will. Infolgedessen ist ja auch ein bolsche-

wistisches Gefängnis nicht eine Strafanstalt, die bessern soll, sondern eine Einrichtung, den Gegner zu vernichten. Die Räume waren überfüllt von Gefangenen, die Luft infolgedessen stickend. Die Fenster durften nicht geöffnet werden. Es gab keine Schlafstätte, nicht einmal eine Holzpritsche. Im ganzen Raum war nur eine Matratze, die selbstverständlich den ganz Alten überlassen wurde. Man lagerte auf dem kalten Fußboden. Die Speisung der Gefangenen wird im bolschewistischen Gefängnis den Angehörigen der Gefangenen überlassen; was der Staat liefert, ist so gering, daß, wer auf diese Ration angewiesen ist, schnell dem Hungertode verfällt. Ein bolschewistisches Gefängnis unterscheidet sich auch darin wesentlich von allen anderen Gefängnissen, daß hier ja nicht die Schlechten, die Übeltäter, sondern die Guten, die Vornehmen, die geistig Hochstehenden sitzen. So ist auch der Ton ein anderer als der sonst im Gefängnis übliche. So konnte Hahn in dieser Männer Gesellschaft das Gebet von Geibel, das er auswendig kannte, vortragen. Wie paßte dieses im „tollen Jahr“ 1848 verfaßte Gebet auch in diese „verrückte Zeit“, wenn der Dichter betet, daß

„Deiner Gnade heil'gen Schlüssen  
Selbst die Teufel dienen müssen,  
Laß, o laß mir diesen Glauben,  
Diesen starken Hort nicht rauben,  
Bis mein Geist dich schauend preist.“

Oder die Mitgefangenen bildeten die dankbare Zuhörerschaft, wenn der verhaftete Freund Hahns, Professor Baron Stromberg, von seiner Reise nach Italien erzählte. Wie gern hört ein Gefangener, der schon

lange nicht den Gotteshimmel geschaut, von dem Lande der lachenden Sonne berichten! Oder ein anderes Bild aus diesen Tagen: Am 6. Januar, dem Tag des Weihnachtsfestes alten Stils, versammelte Bischof Platon seine gefangenen Mitgeistlichen in einer Ecke des Zimmers, um im allgemeinen Stimmengewirr den Weihnachtsgottesdienst zu halten. Sie sangen den alten Lobgesang: „Mit uns ist Gott“. Stromberg, der treue Forscher auf dem Gebiet der reichen Liturgie der orthodoxen Kirche, gesellte sich zu ihnen, ebenso Zahn. Beide lauschten der schlichten, tiefen Weise und hörten des Bischofs Mahnung, der alten Tage der Kirche zu gedenken, wo in der Zeit der Christenverfolgungen die Gottesdienste auch nur im Flüsterton gefeiert wurden.

Das von Zahn hindurchgerettete griechische Neue Testament wurde von Stromberg ebenso gelesen wie von Platon und jeder von ihnen betete über denselben Text.

Wo Gefangene um des Glaubens willen aufeinander gewiesen sind, da waltet Höhenluft auch in einem von Schmutz starrenden, stinkenden Gefängnisraum. Als Bischof Platon bei seiner Einlieferung davon hörte, daß Professor Stromberg tags zuvor gezwungen worden sei, den Abort zu reinigen, sagte er ernst und feierlich: „Solche Hände sind es wert, geküßt zu werden.“ „Alles für Christus“, sagte bei einem ähnlichen Anlaß ein russischer Priester. Zahn, der es hörte, sagte: „Das ist ein rechtes Wort, wir wollen uns vornehmen, alles, was von uns verlangt wird, nicht für Menschen zu tun, sondern für Gott. Jede Arbeit, die Menschen leisten, können wir auch tun.“

Quälend waren die Stunden des Verhörs. Man ist in der Menschen Hände; Verteidigung wird nicht anerkannt. Unvertrautes soll verraten werden. Falsch Zeugnis soll als zu Recht bestehend beglaubigt werden. Und doch werden auch solche Stunden zu Hörenstunden, denn der Geist ist es ja, der da gibt, was not ist, auszusprechen. Als man von Hahn und Platon verlangte, sie sollten sich verpflichten, nicht mehr zu predigen, da antwortete Platon: „Wenn wir frei sind, werden unsere Zungen Gott loben.“ Starke Naturen gehen in solchen Stunden zum Angriff über. So tat's Platon, der das Gewissen der Richter zu treffen suchte; freilich vergeblich. Der zartere Hahn verstummte vor aller menschlichen Bosheit, die hier Gewalt über die Zeugen Jesu erlangte.

Man hatte natürlich von seiten der Gemeinde nichts unversucht gelassen, Hahn zu befreien, doch erklärte der Kommissar zynisch, für einen Pastor sei nichts mehr zu hoffen; auch Hahn hatte den festen Eindruck vom letzten Verhör mitgenommen: „Sie verurteilen mich, ehe ich noch ein Wort gesagt, sie werden mich erschießen.“

Es wurde immer schwerer im Gefängnis. Eine bittere Stunde war's für Hahn, als sein lieber Genosse Stromberg, der ledig war, eines Tages freikam, kein Mensch wußte warum, während Hahn, dem die Sehnsucht nach Weib und Kind das Herz abdrückte, zurückbleiben mußte. Schwer war es auch, als in die Stube verschiedene Individuen eingeliefert wurden, die keiner kannte. Waren es Spione, Horcher? Das Vertrauen schwand, man konnte sich nur im Flüster-ton mit den ganz Sicherern unterhalten. In einer

Nacht wurden viele aus dem Gefängnis herausgerufen, zum Embachfluß geführt, dort erschossen und unter das Eis gesteckt, daß der Strom sie forttrüge. Die Gefangenen erfuhren es. Bischof Platon rief seine Geistlichen zusammen und sagte: „Das Ende ist nah, wenn es Gott gefällig ist — — — Sein heiliger Wille geschehe!“ Zahn vertiefte sich immer mehr in seine Bibel und bewährte, was er einst sagte: „Tausendmal lieber möchte ich hungern als ohne Bibel sein.“ Er lebte vom Wort. Er bereitete sich auf den Gang in die Ewigkeit. „Er hat ganz in Gottes Wort gelebt“, sagte ein russischer Priester, der die Freiheit wieder gewann. Als Zahns Kinder ihm einmal das Essen brachten — die Frau war der Grippe wegen ans Haus gefesselt —, konnten sie nur berichten: „Vater sah heute so ernst aus.“ Was ist das für ein schweres Ringen, wenn man sich finden muß in den dunklen, heiligen Willen Gottes, der von seinen Dienern verlangt, daß man ihn mit dem Tode preisen soll. Gewiß zieht auch in solch schweren Zeiten ein Hoffen durch die Seele der Todgeweihten, so durften die Kinder ein andermal beim Essenbringen des Vaters hoffnungsfrohes Angesicht schauen. Aber Gottes Geist läßt das Hoffen immer geringer werden und stärkt den Geist, bereit zu sein, wenn man in der Menschen Hände gefallen ist, seinen Geist in des Vaters Hand zu befehlen. Tag und Stunde kam.

Es war am Dienstag, dem 14. Januar 1919. Der Morgen graute. Der roten Machthaber bemächtigte sich eine große Unruhe. Ein Gefangener hatte gehört: „Die Weißen kommen.“ Essen wurde nicht mehr entgegengenommen. Die Fensterläden durften nicht ge-

öffnet werden. Der Kommissar brüllte die Gefangenen an und ließ sie im Korridor antreten. Sie wurden gezählt. Dann wurden sie wieder in die Kammer gejagt. Ein anderer Kommissar, begleitet von Schwerebewaffneten, erscheint. Ruft als ersten Platon auf. Er muß ihm folgen. Sie führen ihn hinaus. Atemlose Spannung bei den Zurückbleibenden . . . Da unten im Keller ein dumpfer Knall. Was war das? Keiner wagt, ein Wort zu sprechen. — Der Kommissar kehrt zurück. Ein Zweiter wird aufgerufen. Nach einiger Zeit dasselbe. Schießen die Befreier? Oder wird da unten —? . . . Keiner spricht das Furchtbare aus. Name auf Namen wird aufgerufen. Dann muß auch Zahn dran. Sein Antlitz trug den Ausdruck, als sei er schon entrückt von dieser Erde. . . .

Der Leichenhaufen unten im Keller wuchs. Die Zelle wurde immer leerer. Alle standen vor der Pforte, die aus dem Leben in die Ewigkeit führt. Die Herzen schlagen zum Zerspringen. Der Kommissar kehrt nicht zurück. Es bleibt still. Die Wachen sind verschwunden. Was ist das? Es dröhnen Beilhiebe an die Gefängnistür und sprengen sie schließlich. Ein kräftiger Fleischergefelle vom nahen Markt erscheint und schreit: „Rettet euch, die Weißen sind da!“ So konnten 300 Frauen und Männer das Gefängnis lebend verlassen. . . .

Freunde machten sich an die schwere Arbeit, im Kellerloch, wo ein Mann nicht aufrecht stehen konnte, aus dem Haufen von 23 Leichen die einzelnen herauszuholen. Zahn wurde von seinem treuen Freund Stromberg heimgeführt. Frau und Kinder wurden erst dann zur Leiche gelassen, als eine Binde die furcht-

bare Todeswunde verdeckte. Da war nichts mehr von dem Grauen zu merken, das solch gewaltsamer Tod durch ruchlose Hand mit sich bringt; es war nur die gewaltige Majestät zu schauen, die uns bei jedem Toten das Herz packt. Das unbewegliche Angesicht kündete: „Ich habe überwunden.“

## Die Frucht

Einst hatte Zahn gepredigt: „Kein Gotteskind stirbt zu früh. Ohne jede Weigerung habe ich jedem Ruf meines Herrn zu folgen, auch in eine andere Welt. Es ist für den Glauben keine Rede vom Abreißen der Lebensarbeit, der Christ nennt es Abberufung zu höherem Dienst. Gott ruft uns, wenn wir reif geworden für einen höheren Posten“.

Welchen Dienst Gott seinem Knecht in der Ewigkeit vorbehalten hat, das werden wir hernach erfahren, wenn wir ihn schauen werden in der großen Zahl derer, die ihre Kleider rein gewaschen haben im Blut des Lammes. Hier können wir nur einiges sagen von dem höheren Dienst, den dieser Zeuge hier in dieser Zeit ausübt.

„Abels Blut redet“, sagt der Hebräerbrief. Das gilt vom Märtyrerblut. Es sagt „Amen“ zu all dem, was der mit Märtyrerherrlichkeit Geschmückte in seinem Leben geredet und getan. Was ist das Großes beim Prediger! Tausende haben ihn gehört! Ist jemandem ein Wort haften geblieben, das er in der Konfirmationsstunde oder von der Kanzel gehört und gedenkt er desselben, so gewinnt jedes Wort ein anderes Gewicht angesichts der Tatsache, daß der, der es sprach, sein Leben für die Gemeinde gelassen hat.

Und die vielen Studenten, die zu Zahns Füßen gefessen, für sie ist das, was die Vorlesungen ihnen brachten, nicht nur Wissenschaft, über deren Ertrag man heute so und morgen anders urteilen kann, sondern Wirklichkeit, denn der, der vom Katheder zu seinen Studenten sprach: „Im Dienst für andere und nun gar für die Kirche uns zu verzehren, sind wir da“, der hat mit seinem Blut das „Amen“ darunter geschrieben. Lehre und Leben gingen nicht auseinander, sondern befruchteten einander. Diener der Kirche können solche Lehrer nicht vergessen!

In dem Nordkeller zu Dorpat, in dem die Hinrichtung stattfand, der nun würdevoll und weihedvoll ausgebaut wurde, finden sich auf der Tafel, die alle Gemordeten aufzählt, die Namen der lutherischen und orthodoxen Priester nebeneinander. Das ist recht, daß sie zusammenstehen, sie, die durch das Leiden eins im Leben wurden und die der Tod miteinander einte. Es ist recht, daß bis auf diesen Tag am 14. Januar die lutherische und die orthodoxe Kirche in Dorpat einen gemeinsamen Gottesdienst feiert. Das ist keine Union menschlicher Art, das ist Bekenntnis zum gemeinsamen vergossenen Blut im Dienste des gemeinsamen Herrn und Heilands. Ist das nicht „höherer Dienst“, den die leisteten, die also starben?

Die Vertreter der evangelisch-lutherischen und der griechisch-orthodoxen Kirche hatten bis dahin in schwerem Kampf gestanden. Die orthodoxe Kirche, ausgestattet mit den Machtmitteln des russischen Staates, griff die lutherische Kirche an, und diese verteidigte sich als reiche Erbin der ewigen Güter evangelischer Wahrheit. Und nun reichen sich bei aller Wahrung

der noch durch die menschliche Begrenztheit bedingten Eigenart ihrer Kirchen die Vertreter derselben die Hand und feiern gemeinsamen Gottesdienst. Daß es zu solcher Einheit kommen konnte, das ist hoher Dienst derer, deren Blut stärker redet als alle Predigten. Diese Frucht der Einheit ist gereift in dem gottgebeenen Leiden.

Die Märtyrzeit der baltischen Kirche predigt der ganzen Christenheit: Achtet auf die Zeichen der Zeit, es ballen sich dunkle Wolken überall zusammen. Wo die Gottlosigkeit zur Herrschaft kommt, da steht sie im Dienst dessen, der ein Mörder ist von Anfang an und wadet durch Blut. Aber siehe, unter diesem furchtbaren Blutbann bewährt sich der Glaube der einzelnen und reift jene wunderbare Einheit der Kirchen, die bis dahin neben- oder gegeneinander standen, so daß wir es erleben, was wir im Glauben bekennen: „Ich glaube an Eine Heilige Christliche Kirche“ und wir ahnen die Herrlichkeit der Endzeit, wo unter dem Bluterror durch Gottes Gnade aus den Getrennten eine Herde und ein Hirte werden wird.

Auf dem Märtyrstein auf dem großen Stadtkirchhof zu Riga stehen die Namen aller 45 baltischen Pastoren, die um ihres Glaubens willen den Tod durch gottlose Hand erlitten. Sie alle haben dem Herrn der Kirche Treue gehalten und sind als Hirten ihrer Gemeinde gestorben. Hahn war nicht nur Hirte seiner Dorpater Universitätsgemeinde, er war auch zugleich Lehrer der baltischen Kirche, der durch seinen Dienst viele zum Hirtenamt gerüstet und etliche unter diesen zum Blutzugnis bereitet hat. Gilt nicht von diesem Lehrer die sonderliche Verheißung aus Dan. 12:

Die Lehrer werden leuchten in des Himmels Glanz,  
und die viele zur Gerechtigkeit geführt wie die Sterne.

Julianus, der Abtrünnige, der die Christen haßte,  
bekamte, als er verwundet und überwunden dem  
Tode entgegenging: „Du hast doch gesiegt, Galiläer!“  
Zahn, der seinem Ende durch die Gottlosen entgegen-  
ging, sprach als letztes Wort auf der Kanzel: „Gott  
ist dennoch vor allem die Liebe, und dann kann uns  
nichts das Leben nehmen.“

Es erschienen bei E. Salzer, Heilbronn:

1. D. T. Hahn. Ein Lebensbild von Anny Hahn, 1928.
2. Gott allein die Ehre! Kindheit und Jugend des D. T. Hahn von D. T. Hahn sen., 1930.

Vom Verfasser erschienen:

3. Das Martyrium der baltischen Kirche. Leipzig, Deichert, 1919.
4. Dr. K. Schlau. Berlin, Ev. Bund, 1924.
5. Baltisches Märtyrerbuch. Berlin, Suche-Verlag, 1926.
6. Bolschewismus und Christentum. Berlin, Wichernverlag, 1929.
7. Märtyrer. 49. Tausend. Hamburg, Rauhes Haus, 1930.
8. Die Baltische Rußlandarbeit. Berlin, Wichernverlag, 1931.
9. Die Dorpater Märtyrer der orthodoxen Kirche vom Jahre 1919. Riga 1932.
10. Das Leiden der Endzeit. Verlag L. Ungelenk, Dresden, 1932.
11. Bildnisse und Aussprüche baltischer Märtyrer und Konfessoren. Berlin, Sonnenweg-Verlag, 1932.

Aus 1, 2, 5 und 9 wurden die Zitate dieses Büchleins entnommen.

## Die Sammlung Führer und Freunde bringt Lebensbilder für unsere Zeit.

Jeder Band in Geschenkausstattung, kart. nur RM. —,60.

Bisher erschienen:

1. **Albert Schweitzer.** Ein Leben für andere. 23. Tausend. Von Helene Christaller.
2. **Sieben Tage aus dem Leben der Mathilda Wrede.** 19. T. Von Hans Berneck und Selma Lagerlöf.
3. **Emil Frommel.** Ein Menschensucher. 8. Tausend. Von General-Superintendent D. Hans Schöttler.
4. **Peter Rosegger.** Was aus einem Waldbauernbub werden kann. 7. Tausend. Von Maria Rhine.
5. **Johann Christoph Blumhardt.** Ein Mann des Glaubens und der Hoffnung. 7. Tausend. Von Eugen Jäckh.
6. **Baron Kottwitz.** Der Vater der Arbeitslosen vor 100 Jahren. Von Ernst Ferdinand Klein.
7. **Abraham Kuyper oder Staatsmann und Christ.** Von Staatsminister Professor Slotemaker de Bruine, Holland.
8. **Elisabeth Fry.** Ein Leben im Dienst an Menschen in Not. 7. Tausend. Von Dora Hasselblatt.
9. **Eine Mutter.** Marie Helene von Kugelgen. 7. Tausend. Von Brigitte von Rechenberg.
10. **Aus Leben und Arbeit von Dr. Barnardo, dem Vater der „Niemandskinder“.** 5. Tausend. Von J. Friz.
11. **Traugott Hahn, der Märtyrer.** 9. T. Von O. Schabert, Riga.
12. **Rudolf Kögel.** Aus Leben und Wirken eines Hofpredigers. Von E. F. Klein.
13. **Matthias Claudius.** Ein Bote Gottes. 5. T. Von Maria Rhine.
14. **Walter Flex.** Ein Bild seines Lebens. 5. Tausend. Von Johannes Banzhaf.
15. **Johann Sebastian Bach.** Bilder aus dem Leben des großen Meisters. 5. Tausend. Von Armin Stein.
16. **Dora Rappard.** Das Leben einer mütterlichen Frau. Von Anna Katterfeld.
17. **Samuel Keller.** Ein Volksmissionar. Von Ludwig Weichert.
18. **Paul Gerhardt, der Bekenner und Sänger.** Von Paul Scheurlen.
19. **Adolf Stoeckers treueste Gehilfin.** Von Anna Katterfeld.
20. **Johannes Falk.** Von J. Friz.

# Bücher von Ernst Ferdinand Klein

---

In Tausenden verbreitet!

## Augustin

Ein Lebens- und Zeitbild. 348 Seiten, 3. Tausend, in Leinen RM. 6,75.

Was dieses Buch so wertvoll macht, ist die Kunst volkstümlicher Erzählung, mit der der Verfasser ein geradezu meisterhaftes Bild von den Kämpfen dieses Mannes gibt.  
Lic. Dr. Brandt.

## Zeitbilder aus der Kirchengeschichte

Für die christliche Gemeinde. 5. Auflage, 12. und 13. Tausend. Band 1—3 in einem Band gebunden in Leinen RM. 10,— einzeln jeder Band in Leinen RM. 4,25.

1. Teil: Die Kirche in der griechisch-römischen Zeit.
2. Teil: Die Kirche während der romanisch-germanischen Epoche.
3. Teil: Die evangelisch-reformatorischen Bewegungen der letzten Jahrhunderte.

## Zeitbilder aus der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts

In Leinen gebunden RM. 4,—.

Kleins Zeitbilder haben einen großen Leserkreis gefunden; denn Kirchengeschichte anschaulich und fesselnd zu erzählen, ist eine Kunst, die nur wenigen gegeben ist. Klein versteht es, in abgerundeten Bildern die großen Personen und Lebensbewegungen in der Kirchengeschichte aus den Quellen heraus faßlich und klar vor das Auge hinzustellen.  
P. Buddeberg.

## Gewaltmenschen

Bilder aus Jesu Umwelt. Billige Volksausgabe. 280 Seiten, in Leinen nur RM. 3,75.

Ich freue mich, dieses Buch warm empfehlen zu können. Die einzelnen Bilder sind geradezu spannend geschrieben. Es ist keine langweilige Seite in dem Buch, alles ist lebensvoll, farben glühend.  
D. Paul Le Seur.

## Aus dem Dunkel der dämmernden Zeit

Lieder und Balladen. 4. und 5. Tausend, 64 Seiten, fein partoniert RM. 1,20.

---

Erschienen im Aker-Verlag, Berlin